

DAS GEGENÜBER VON JUDEN UND CHRISTEN — EIN „ÖKUMENISCHES“ VERHÄLTNIS?

VON RUDOLF PFISTERER

„Die Frage, die Judentum und Christentum heute aneinander stellen, ist ihrem Ursprung nach keine theologische Frage, sondern eine Gewissensfrage. Die Ereignisse während des Zweiten Weltkriegs haben dazu geführt, daß das Gewissen uns die Frage aufdrängt: Was haben wir versäumt, daß all dies geschehen konnte? Sind Unwissenheit und Unkenntnis vielleicht unsere grundlegenden Versäumnisse? Die Ereignisse haben unser Gewissen geweckt, und jetzt fordert es, daß wir aufeinander zugehen.“¹ Dieses gute Wort von Léon Askenazi, dem Direktor des Centre Universitaire d'Études Juives in Paris, zielt auf eine neue, wirkliche Begegnung von Juden und Christen. Für Christen kann ein solches Aufeinander-Zugehen nur unter dem Vorzeichen ernsthafter theologischer Selbstprüfung stattfinden, wenn es nicht im Strudel kurzlebiger und unklarer Emotionen verschlungen oder auf der Durststrecke unverbindlicher Redensarten verdorren soll. Theologische Erwägungen sind aber nicht Blitzableiter für den Elan gewissenmäßigen Handelns, sondern wollen unseren Blick für Ziel und Richtung des einzuschlagenden Weges schärfen.

Was sind die grundlegenden Versäumnisse im Verhältnis von Juden und Christen, die auf das Konto der Christenheit gehen? Man kann all dies auf den Hauptnenner bringen — dies wird in der ökumenischen Diskussion dieser Frage immer wieder deutlich —, daß der spezifische Charakter der Juden als eines von Gott erwählten Volkes und die daraus resultierende Heilsbedeutung nicht mehr gesehen und zum Teil energisch in Abrede gestellt werden. So kann man in einer theologischen Zeitschrift lesen: „Als Gegenstand göttlicher Gnade und Erwählung ist es (das Judentum) auf der geschichtlich-völkischen Ebene nur noch wie jedes andere Volk, also grundsätzlich gleich wie das schweizerische oder englische oder amerikanische oder russische zu verstehen. Und der Satz des Johannesevangeliums: ‚Das Heil kommt von den Juden‘ hat nur retrospektive Bedeutung. Dies gilt auch und gerade unter dem Eindruck von Röm. 9-11.“² Daraus ergab sich, daß „Christen immer noch den Juden so begegnen, wie sie dies Heiden gegenüber tun.“³ Dabei vergißt man, daß der von Gott mit ihnen geschlossene Bund als das Zeichen der Erwählung bleibt und nie zurückgenommen wurde. Die *Einzigkeit* des ihnen sich zuwendenden Gottes, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, der der Vater Jesu Christi ist, spiegelt sich im Geheimnis der *Einzigartigkeit dieses Volkes* wider, das durch diese Beschlagnahme von seiten Gottes von allen anderen Mächten und Gewalten getrennt ist und so gerade als exterritorialer Botschafter Gottes nicht ins andere Lager überlaufen kann. Weder die Ausrottungsmaßnahmen aus vergangener und jüngster Zeit noch die Assimilierungsaktionen haben dieses Volk

in seinem besonderen Charakter zum Erlöschen gebracht. Für uns Christen ist darum gegenüber allen Theorien über das Verschwinden der Juden oder ihrem Aufgehen in der Christenheit daran festzuhalten: *die Juden leben!* Sie haben alle Verführungen und Verfolgungen überdauert und haben immer noch an den Gräbern ihrer Bedrücker gestanden.

Was hat dies zu bedeuten?

1. Achtung und Partnerschaft

Eine unabdingbare Voraussetzung für eine *Begegnung* von Juden und Christen besteht darin, daß von christlicher Seite aus den Juden wirkliche Achtung und ernsthafte Bereitschaft zum Verstehen entgegengebracht werden. Der Eindruck der Ver-Achtung ist in das Bewußtsein der Juden in einem solchen Umfang eingedrungen, daß „viele Juden heutzutage gar nicht mehr glauben können, daß ein Christ ihn als Menschen lieben kann“. ⁴ Man muß diesem Erschrecken, das sich nicht nur auf jüngste Erfahrungen gründet, in aller Redlichkeit Rechnung tragen, indem man diese — verständlichen — Gefühle der Juden zur Kenntnis nimmt, ohne sich sofort in eine apologetische Rüstung zu werfen, um da und dort die Spitze solcher Aussagen ein wenig abzubrechen. Damit käme man keinen Schritt weiter, weil man an der tiefen Verwirrung vorbeisähe, die dadurch ausgelöst wurde, daß „keine einzige religiöse, geistige oder politische Macht so stark war, um dafür zu sorgen, auch die Juden in die Erfüllung des biblischen Liebesgebotes wirksam einzubeziehen“ (E. L. Ehrlich). ⁵ Darum kann man es wohl verstehen, wenn ein zeitgenössischer Rabbiner diesem Gefühl der Angst und des Abscheus Ausdruck verleiht, indem er ausführt: „Die Juden hassen Jesum nicht, sie fürchten ihn. Jesus lebt in der Vorstellung der Juden als das Symbol der Kreuzritter, die Tausende von Juden in seinem Namen abschlachteten, als das Symbol der Inquisition und der Folterkammern, als das Symbol der Ketzzerjagden, der Ausstoßung, der Pogrome, des Antisemitismus . . .“ ⁶

Diese Einstellung wird dadurch bekräftigt, daß antisemitische Affekte unter Christen nicht nur in der Vergangenheit einen recht breiten Raum einnahmen, sondern daß heutzutage diese Akzente noch lange nicht verschwunden sind. Immer wieder sind Christen peinlich davon berührt, wenn „sie selbst unter den eigenen Gelehrten auf Äußerungen von Antisemitismus stoßen“. ⁷ Aber nicht nur im Bereich der Theologie und der Theologen werden solche Mißtöne laut, wie etwa jüngst in einer Predigt: „Israel ist der Mörder Gottes, der mit Schuld beladen durch die Jahrtausende irrt; die Juden lehnten den Heiland ab, darunter mußten sie Jahrtausende (1) leiden.“ ⁸ Leider vernimmt man derartige Aussagen auch aus Kindermund. Für viele in diese Richtung weisende Redensarten möge nur die Erfahrung einer Journalistin aus Israel stehen. Diese fragte eine etwa 10jährige

Schülerin, ob sie denn wisse, wer die Juden seien. „Sie haben unsern Heiland umgebracht“, war die prompte Antwort. Sie wisse dies von ihrem Religionslehrer.⁹

Man muß es in aller Redlichkeit stehenlassen und erwägen, was der amerikanische Theologe Eugene Smith in klarer Übersicht über die Zusammenhänge ausführt: „Antisemitismus ist das christliche Verbrechen schlechthin. Welche sekundären Ursachen auch immer sein Bild ausgestaltet haben mögen, vom 1. bis zum 20. Jahrhundert ist der Antisemitismus das Werk der Christen, und sie tragen die Verantwortung. Kein Volk in der Geschichte ist jemals so intensiven und langdauernden Verfolgungen ausgesetzt gewesen wie die Juden von seiten der Christen.“¹⁰ Es ist — leider — nur zutreffend, was der Soziologe René König in einer Studie über den Antisemitismus in der Bundesrepublik ausführt, nämlich, „der Antisemitismus ist nur ein Säkularisationsprodukt der christlichen Religion“.¹¹

2. Notwendigkeit der Umkehr

Wenn die Chance einer neuen Begegnung nicht vertan werden soll, dann ist es an uns Christen, deutliche Markierungspunkte eines tatsächlichen *Umdenkens* sichtbar werden zu lassen. Wie schwer ein solches Brechen mit einer jahrhundertelangen Tradition fällt, zeigten unter anderem die massiven Angriffe integristischer Kreise des II. Vatikanischen Konzils auf die dort verfaßte sogenannte Judenerklärung. So schlug Bischof Carli von Segni in einer Priesterzeitschrift noch während des Konzils recht ungute Töne an, um möglichst das in Aussicht genommene Konzilsdekret über die Juden zu Fall zu bringen (was aber glücklicherweise nicht gelang). Es heißt hier unter anderem: „Das Credo der Kirche hinsichtlich der Kreuzigung Christi liegt in der Tatsache, daß die Verantwortung dafür auf das jüdische Volk fällt bis an das Ende der Welt . . . Mit voller Rechtfertigung müssen wir an der These festhalten, daß das Judentum für den Gottesmord verantwortlich zu machen ist, daß es von Gott beschuldigt und verflucht wurde.“¹²

Auch im Raum der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen sind erhebliche Schwierigkeiten zu bewältigen. Dies wird deutlich, wenn in einem 1965 erschienenen Buch die Behauptung aufgestellt wird: „Die Verwerfung ist doppelseitig zu verstehen: Israel hat den Herrn verworfen, der Herr hat Israel verworfen. Diese Verwerfung hat sich Israel zugezogen durch seinen ungläubigen Widerstand gegen Christus.“¹³

In der Tradition der Kirchengeschichte wurde ja leider dieser wüste Schmutz der Voreingenommenheit gegen die Juden mitgeschleppt; jener amerikanische Theologe traf den Nagel auf den Kopf, als er ausführte: „Hitlers Übergriffe waren nur die Ausführungen dessen, was implizit in den Lehren sowohl protestantischer als katholischer deutscher Kirchen vor dem 2. Weltkrieg vorhanden war“ (E. L. Smith).¹⁴ Diese falsche Weichenstellung wurde schon früh vorgenommen, als man bereits im

2. Jahrhundert damit begann, die Juden *geistlich zu enterben*, das heißt ihnen den Anspruch auf die Bezeichnung „Israel“ als des Volkes Gottes streitig zu machen und ihnen die hebräische Bibel als das Buch der an sie gerichteten Offenbarung wegzunehmen. Diese Meinung hat sich offenbar bis in unsere Zeit hinein zäh gehalten. Kein geringerer als der bekannte Theologe Adolf v. Harnack führte aus: „Das Alte Testament, dieses ganze Buch, geht die Juden überhaupt nichts an. Widerrechtlich und frech haben sie es an sich gerissen, mit Beschlag belegt, und suchen es seinem jetzigen Eigentümer zu entziehen. . . Jeder Christ muß ihnen daher den Besitz des Alten Testaments absprechen; ein Christ, der sagen würde, das Buch gehört uns und den Juden, der sündigt: das Buch gehört von allem Anfang an, jetzt und immerdar, nur den Christen allein.“¹⁵

Es kommt darauf an, Einsicht zu gewinnen in die weit zurückreichende, oft grauenhafte Verflechtung von der angeblichen Verwerfung der Juden und dem daraus seine Rechtfertigung ableitenden modernen Judenhaß. Daß dabei dreist und unentwegt — man kann diese Stimmen auch noch heute hören — *Jesus von Nazareth* aus der Geschichte des von Gott erwählten Volkes der Juden ausgeklammert und „arisiert“ wurde, indem man ihn „*einfach*“ zum Sohne Gottes erklärte, sollte zu denken geben. So hat der berühmte Antisemit, „der Rektor aller Deutschen“ Ahlwardt, gegen Ende des letzten Jahrhunderts auf eine Feststellung des jüdischen Schriftstellers Ludwig Jakobowski wütend reagiert. Dieser hatte nämlich darauf hingewiesen, „daß die herrliche Philosophengestalt, die sie Jesus Christus nennen, selbst Jude war. . .“¹⁶ Ahlwardt bemerkte dazu zornig und ungehalten: „Doch nun einmal eine ernste Bitte, Herr Doktor: Von Christus und dem Christentum lassen Sie gefälligst die Hände weg. Ein Jude war Christus nicht; nach unseren heiligen Büchern war er der Sohn Gottes.“¹⁷ Es darf aber dem nicht das geringste abgebrochen werden, daß Jesus als Mensch Jude war und ganz und gar als Jude lebte!

Hier gilt es, beschämt und besonnen den Schlußstrich zu ziehen, indem man offen und öffentlich sich von allen „christlich“ verbrämten und anderswie getarnten antisemitischen Neigungen distanziert. Nicht nur, weil dadurch jede Menschlichkeit an der Wurzel zerstört wird, sondern weil der Antisemitismus jeder Observanz „geistlicher Selbstmord des Christentums“ ist, wie eine Studentagung des Lutherischen Weltbundes eindeutig zum Ausdruck brachte (Løgumkloster, April 1964).¹⁸ Es darf nicht übersehen werden, wie die von christlicher Seite dem Judentum zugefügte Unterdrückung und Verfolgung ins Bewußtsein der Juden eingedrungen ist. Kürzlich machte ein Jude in einem Gespräch die Bemerkung: „Wir waren immer der Verfolgung von seiten der Christen ausgesetzt. Die Christen übernahmen den heidnischen Haß gegen die Juden.“¹⁹ Dazu gehören die verschiedenen Motivierungen für diese Animosität gegen die Juden; leider nimmt hier auch heute noch

der Vorwurf des „Gottesmordes“ einen weiten Raum ein. Diese Aussage ist Grund und Quelle eines potentiellen Judenhasses.

Eine neue Begegnung mit den Juden kann darum nur unter der Voraussetzung einer echten *Wendung und Abkehr bei den Christen* erfolgen. Dazu gehört, daß man den Juden nicht mehr in schriftwidriger Weise den Charakter der Erwähltheit abspricht. Es ist ein gutes Zeichen, daß die Erkenntnis von der bleibenden Erwählung dieses Volkes sich immer mehr auch in der ökumenischen Diskussion dieser Frage durchsetzt.

3. Die Juden als Volk Gottes

Wie die Animosität gegenüber den Juden als Relikt einer noch nicht überwundenen Vergangenheit in allen christlichen Kirchen anzutreffen ist, so ist auch die Neubesinnung auf die fortdauernde Heilsbedeutung dieses Volkes ein ökumenisches Faktum. Leider kam — und kommt — es immer wieder vor, daß Juden und Heiden in einer merkwürdigen Gedankenlosigkeit einander gleichgestellt wurden, indem man als Kennzeichen für beide Gruppen nur die Ablehnung des Jesus von Nazareth als des Messias Israels und Heilands der Welt unterstreicht. Dabei wird übersehen, daß die Juden auf keinen Fall auf die Seite der Heiden gehören, sondern daß Juden und Christen zusammen durch die von der Offenbarung des Gottes Israels her erfolgende Beschlagnehmung von allen heidnischen Mächtschaften grundsätzlich getrennt sind. Es wird darum mit Recht „als Sinnlosigkeit und Beleidigung“ bezeichnet, wenn „Christen heute noch Juden meistens als Heiden behandeln“ (Prof. E. A. Smith, Pittsburgh).²⁰ Eine solche Auffassung schließt ein tiefgreifendes Mißverständnis in sich, nämlich, daß der *Bund Gottes* mit Israel abgeschafft sei. Was auch immer wieder von der Kirche ins Feld geführt wurde, um einen Abbruch der Beziehungen Gottes zu seinem Volk Israel herauszukehren — es hat kein Fundament im Zeugnis der Heiligen Schrift. Der Bund ist nicht gekündigt (Röm. 11, 2. 29). Es geht hier um das Geheimnis der Treue Gottes, der seinem Volk trotz allem und in allem zugewandt bleibt.

Werden hier die Dinge von seiten der Kirche nicht auf den Kopf gestellt, wenn sie Israel die Verwerfung zuschieben möchte? Hat Professor Harder nicht Recht, wenn er ausführt: „Zum heiligen, von Gott besonders genommenen, von Gott erwählten Volk gehört man nur, wenn man diesem Volk Israel einverleibt ist. Das geschieht für den Heidenchristen in der Taufe auf den Namen Christi“?²¹ Vergißt man sonst nicht das geheimnisvolle Band, das die Kirche mit Israel verbindet, in der Weise, daß der Wurzelstock die Zweige trägt und nicht umgekehrt (vgl. Röm. 11, 18)? Muß eine Kirche, die sich von dieser Verbindung und Verbundenheit durch den scharfen Schnitt der Distanzierung scheidet, nicht in das seichte Fahrwasser einer spiritualistischen Umdeutung des Alten Testaments und

darum letztlich in den Strudel einer nur mühsam getarnten Gnosis geraten? Muß ein von der Wurzel getrennter Zweig nicht verdorren, wobei es keine Rolle spielt, ob diese Auszehrung durch die unheilvolle Wirkung von Drogen heidnischer Gläubigkeit erfolgt oder ob die verletzende Hitze eines dem Evangelium nicht gemäßen, sondern widersprechenden Fanatismus alles versengt?

Die Existenz der Juden ist ein deutliches Warnungszeichen für allegorische und spiritualistische Ausflüge in irgendein erträumtes Wolkenkuckucksheim. Sie sind in ihrem Dasein eine ganz bestimmte, auf die Verwirklichung in dieser Welt gerichtete, weil von der Hoffnung für alle Welt geprägte Deutung dieses Buches. Von hier aus sollte man alle Fehlurteile über die Juden korrigieren, die deshalb entstanden sind, weil man dem realen Juden nicht mehr begegnete — mehr noch, weil man den wirklichen Juden durch den in ein ideologisches „christliches“ System passenden mythischen Juden ablöste und diesen wieder zum unheimlichen, gefährlichen Gespenst hochspielte. Darauf wies schon der bekannte in Strassburg lebende jüdische Gelehrte André Néhér hin, als er in einem Artikel über das Verhältnis von Juden und Christen ausführte: „Der Jude hat für den Christen immer eine doppelte Bedeutung. Die eine — nämlich die wirkliche, konkrete Bedeutung seiner Person interessiert ihn nur wenig; aber seine ganze Aufmerksamkeit klammert sich an die andere Bedeutung der Juden, die mystischer Art ist. Nur zu oft ist das der leiblichen Person des Juden zugewandte Interesse nur dazu da, weil man wohl oder übel diesen Weg passieren muß, um zu seinem mystischen Ziel zu gelangen.“²² Solange dieser Fehlansatz in der Bewertung und Begegnung mit den Juden nicht bereinigt wird, kann auch der Sumpf des Antisemitismus mit seinen giftigen Ausdünstungen nicht ausgetrocknet werden.

Die Zusammengehörigkeit von Juden und Christen findet da und dort innerhalb der christlichen Theologie ihren Niederschlag darin, daß man das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Größen mit dem Begriff *Schisma* umschreibt. Das heißt, es wird eine — jetzt *zerbrochene* — *Einheit* des ganzen Volkes Gottes vorausgesetzt, die es — um des Zeugnisses für die Welt (Joh. 17, 20.21) willen — wieder durchzusetzen und deutlich zu machen gelte. So hebt der vorhin erwähnte Theologe Eugene Smith hervor: „Die Kirche kann niemals so sein, wie sie Gott gewollt hat, ehe nicht der Riß geheilt ist, der Israel in zwei Teile spaltet.“²³ In der gleichen Weise meldet sich der katholische Professor Tresmontant zu Wort: „Das Volk Gottes bleibt *eines*. Von Abraham bis zum Ende der Zeiten gibt es nur *ein* Volk Gottes; es ist dies nichts anderes als die neue und heilige Menschheit. Sie ist von den blutigen Mythen des Heidentums befreit und für die Gerechtigkeit und das Leben Gottes aufgeschlossen. Sie erwartet die Fülle Gottes, der seine endgültige Herrschaft errichtet hat. Zwischen Israel und der Kirche bedeutet die Trennung also ein Schisma. Denn sie spaltet das einzige Volk Gottes in zwei auf. Nach Paulus und auf Grund der Gedankengänge der Kirche ist dieses Schisma

vorläufig. Wenn die Völker in die Ökonomie der Verheißung eingetreten sind, dann wird das Volk Gottes wieder eins sein.“²⁴

Um zu dieser Einheit zu gelangen, ist die Begegnung von Juden und Christen im *Gespräch* notwendig. Dieser Dialog darf um keinen Preis eine Neuauflage ungueter Aggressivität sein, die sich nur hinter neu gewählten Bezeichnungen und Begriffen tarnte. Kardinal Suenens, der Primas von Belgien, weist darauf besonders eindringlich hin: „Ich weiß, daß das Wort ‚Dialog‘ bei einigen aus Ihrem Kreise Furcht und Mißtrauen erweckt. Einige denken, durch Erfahrung klug geworden, wir trachteten in Zukunft danach, Sie durch feinere Methoden als ehemals zu gewinnen. Nach dem leiblichen Zwang und moralischen Druck hätten die Christen sich jetzt eine viel diskretere Taktik zu eigen gemacht, die darum auch viel gefährlicher wäre. Durch den Dialog würden sie darauf ausgehen, Sie zu assimilieren und Sie fast unmerklich zu erobern. Ganz gewiß nicht! Wir suchen Sie nicht auf solch verschlungenen Pfaden zu bekehren. Wir haben nichts davon zu verbergen, was wir über Sie denken. Wir sind der Meinung, daß wir ohne irgendein Verdienst die Fülle der Offenbarung erhalten haben. Wir wünschen, daß jedermann an dieser Fülle Anteil bekommt und Jesus Christus kennenlernt.“²⁵ Dieses Gespräch wird in dem Maß vor der Gefahr des Abgleitens in leeres Geschwätz nichtssagender Höflichkeitsbezeugungen bewahrt bleiben, als jeder Partner in aller Offenheit und Liebe Zeugnis gibt von der ihm durch die Offenbarung Gottes gewordenen Wahrheit.

Ist es nicht hoffnungsvoll, wenn die Bedeutung eines solchen Dialogs darin gesehen wird, daß in ihm eine das ganze Volk Gottes umspannende Gemeinsamkeit zum Ausdruck kommt? Vor drei Jahren (1963) führte Bischof Graber (Regensburg) aus: „Wenn wir in unseren ökumenischen Bestrebungen so oft nicht weiterkommen und steckenbleiben — liegt der Grund nicht vielleicht darin, daß wir das Übel, die Spaltung, nicht an der Wurzel fassen und also dorthin zurückgehen, wo Kirche und Synagoge sich trennten? Ist es im Leben nicht oft so, daß in einem Dreiecksgespräch, in dem zwei feindliche Brüder sich einem dritten nähern, sie auf einmal mehr Gemeinsamkeiten untereinander entdecken, als sie vorher auch nur zu ahnen glaubten? . . . Vielleicht würden wir durch das christlich-jüdische Gespräch der Einheit unter uns Christen näherkommen.“²⁶ Darauf ging auch Professor Gollwitzer auf dem Kirchentag in Köln (1965) ein, als er ausführte: „In unserem ökumenischen Zeitalter . . . dürfen wir an dem ersten und tiefsten Schisma, das das Gottesvolk zerrissen hat, an der Trennung zwischen Juden und Christen, nicht achtlos oder resigniert vorübergehen. Ohne die Juden ist die ökumenische Gemeinschaft unvollständig. Auch bei den Juden müssen wir das lebendige Wirken des göttlichen Wortes erkennen und nach einem gemeinsamen Zeugnis von Juden und Christen in dieser Welt fragen.“²⁷

Dazu gehört, daß diese Erwägungen nicht in einem Zirkel von Fachleuten und Eingeweihten als Sondergut verschlossen bleiben, sondern daß der Schatz dieser Erkenntnis in das Kleingeld des christlichen Alltags umgewechselt wird. Was heißt das? Einmal muß diese von Gott gewirkte und darum fortdauernde Zusammengehörigkeit von Juden und Christen in der *Predigt* laut werden. Allerdings nicht in dem Sinn, daß man am sogenannten „Judensonntag“ (10. post Trin.) einen meist überdosierten, verzerrten, philosemitischen Appell erläßt, der schon deshalb nicht ernst genommen wird, weil hier die Kompensierung und Beschwichtigung eines schlechten Gewissens oft nur zu deutlich in Erscheinung tritt, und man im übrigen sich dadurch ein Alibi für mehr oder weniger gedankenloses Reden und Handeln an diesem Punkt verschafft. Nein, es geht um die besonnene und überlegte Frage, in welcher Weise wir konkret diese Verbundenheit von Juden und Christen als — leider! — getrennten Gliedern des einen Bundesvolkes je und dann an Hand des uns gegebenen Textes unterstreichen und hervorheben.

Außerdem ist auch im Bereich der christlichen *Unterweisung* eine gründliche Neuorientierung fällig. Auch nach 1945 erschienene Religionslehrbücher enthalten teilweise verhängnisvolle Verzeichnungen. Die katholischen Bischöfe Deutschlands haben nach der Beendigung des Konzils eine Überprüfung der katechetischen Literatur unter diesem Gesichtswinkel angeordnet, um dadurch mit ungunstigen Darstellungen aufzuräumen; mit der Durchführung dieser wichtigen Aufgabe wurde Professor Dr. Filthaut (Münster) beauftragt. Wäre es nicht an der Zeit, daß endlich auch im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland eine ähnliche Arbeit der Durchsicht in Angriff genommen würde, wodurch zugleich Pfarrern und Katecheten brauchbares und übersichtliches Material für die Erteilung des Unterrichts in diesem Punkt an die Hand gegeben werden sollte?

4. Die Möglichkeit des Dialogs

Man könnte jetzt abbrechen. Der theologisch wohlfundierte Schluß gäbe sicher einen angenehmen und hoffnungsfrohen Ausklang unserer Überlegungen ab. Würde man sich aber nicht einer verhängnisvollen Verkürzung und folgenschweren Abstraktion schuldig machen, wenn der *jüdische Partner* mit seinen Erwägungen und Argumentationen nicht zur Sprache käme? Es würden damit die Weichen für einen Dialog trotz gutmeinender Bemühungen gleich von Anfang an falsch gestellt, so daß sich hier alles im toten Geleise des Monologs festfahren würde.²⁸ Darum gilt es, auf die Frage einzugehen, wie man sich von jüdischer Seite zu diesem Angebot eines Dialogs stellt. Äußerungen von Juden aus Israel, Frankreich und den Vereinigten Staaten sollen uns in drei Punkten darüber Auskunft geben:

1.) In orthodoxen Kreisen des Judentums wird dieses Gespräch als völlig sinnlos *eindeutig abgelehnt*. Man hegt den Argwohn, diese Bereitschaft zum Gespräch sei

nur eine besonders geschickt drapierte Tarnung der seitherigen „Bekehrungsbemühungen“.²⁹ Diese Erfahrung ist ja für das Judentum mit soviel leidvollen und schrecklichen Erlebnissen verknüpft. Vor zwei Jahren (1964) kam dies deutlich in einer in Israel geführten Rundfunkdiskussion zum Ausdruck, in der das Gespräch mit den Christen als „Todeskuß“ bezeichnet wurde. Denn „die christliche Religion ist immer noch der Meinung, daß ihr göttlicher Auftrag (Mission) in der Bekehrung der Juden besteht“ (Rabbiner Porush).³⁰ Wie tief verwurzelt das Mißtrauen gegenüber dieser sanften Spielart der missionarischen Aggressivität ist — wie man in jüdischen Kreisen meint —, geht aus den Worten eines anderen Rabbiners (Gott hold) hervor: „Pearl Buck berichtet, daß die Chinesen die Juden mit solch ausgesuchter Liebe, Freundlichkeit und Verständnis behandelten, daß die chinesisch-jüdische Gemeinde zu existieren aufhörte.“³¹

Darüber hinaus wird von dieser Seite geltend gemacht, daß das Judentum in keiner Weise andere Menschen in seinen Glauben und seine Gemeinschaft einzuverleiben beabsichtigt. Darum ist auch kein Grund für ein Gespräch vorhanden. „Es gibt überhaupt nichts, worüber wir einen Dialog führen könnten. Wir sind an einer Bekehrung nicht interessiert. Unsere grundlegende Überzeugung ist, daß jeder seinen eigenen Weg auf Grund seines eigenen Glaubens gehen sollte.“³² Ob diese Selbstgenügsamkeit des Judentums in seiner Abriegelung gegenüber einem Dialog und damit auch gegenüber der Infragestellung der eigenen Position als einer Frage nach der Wahrheit positiv oder negativ zu bewerten ist, mag jetzt beiseite gelassen werden; es wird jedenfalls ein grundsätzliches Nein ausgesprochen. „Zusammenfassend möchte ich sagen“, äußerte sich Rabbiner Porush, „ich muß nicht immer wieder mein Judentum bezeugen, um mich selbst zu überzeugen, daß die Christen im Unrecht sind.“³³

2.) Eine andere Gruppe knüpft an den eben geäußerten Gedanken an und vertritt die Meinung, für einen Dialog bestehe *keine Notwendigkeit*; er sei darum überflüssig. Denn für das Judentum stelle das Christentum kein ernsthaftes Problem dar; dagegen seien alle nicht an Jesus als den Messias Israels glaubenden Juden für die Kirche eine an die Grundlagen ihrer Existenz rührende Anfrage, die eine gültige Antwort erheische. Hanoch Givton, der Direktor von „Kol Israel“, meinte: „Für die Juden ist das Christentum kein Problem, dagegen ist das Judentum für das Christentum ganz bestimmt ein solches... Die Existenz von Juden, die die Botschaft von Jesus nicht annehmen, ist eine der größten Fragen für die Christenheit.“³⁴ Professor Zwi Werblowsky führt dies noch weiter aus: „Das Vorhandensein von Juden, das heißt des ‚alten Israel‘, bringt den Christen mit einem Problem zusammen oder — um es in der Sprache der christlichen Theologie zu sagen — nicht mit einem Problem, sondern mit einem ‚Geheimnis‘! So führt ihn seine Erfahrung als Christ zum Dialog. Der Jude kann dagegen das Christentum

ganz außer acht lassen, ohne daß dadurch seiner Echtheit irgendein Schaden erwüchse . . .“³⁵

In die gleiche Kerbe schlägt Oberrabbiner Kaplan von Frankreich in einem Gespräch mit dem bekannten katholischen Theologen J. Daniélou; er führt aus: „Seitdem der Apostel Paulus von einem ‚Geheimnis‘ Israels gesprochen hat, befragen sich die Christen über die Verblendung der Synagoge. Sollten sie sich aber nicht vielmehr darüber befragen, wie das Judentum ununterbrochen darauf bestehen kann, sich als das wahre Israel zu bezeichnen, während das Christentum es doch hätte auf die Seite schaffen müssen? In Wirklichkeit gibt es kein Geheimnis Israels, sondern Juden, die dem Gesetz Gottes und der Lehre der Propheten treu bleiben. Das Christentum stellt uns vor keine Probleme.“³⁶ Dazu wäre nur als Frage anzumerken, ob nicht gerade die Existenz der Juden ein Hinweis auf Gottes Geheimnis mit Israel ist — nicht in dem Sinn, um dieses Volk dadurch in die Dunkelzone des Mysteriösen oder Gespenstischen abzudrängen, sondern dazu, um hier das Abc der grundlosen und beständigen Treue des einen Gottes buchstabieren zu lernen.

Darum wird als einzig Mögliches und Sinnvolles im Zusammensein von Juden und Christen gemeinsames menschliches Handeln gefordert. „Was wir wirklich brauchen“, meint Rabbiner Gotthold, „ist kein Dialog, sondern Partnerschaft in der Forschung.“³⁷

Dieses auf rein menschlicher Ebene erfolgende Gespräch hat mit dem Charakter der Juden als Juden nichts zu tun: „Der Jude, der mit einem christlichen Bruder einen Dialog zu führen wünscht, tut dies als menschliches Wesen und gehorcht damit einem menschlichen Ruf; es geschieht dies aber nicht auf Grund innerer Erfordernisse des Judentums.“³⁸

3.) Ist damit einem Gegenüber im Gespräch nicht die Tür verschlossen? Nein. Es gibt eine kleine Minderheit, die sich für ein solches Unternehmen aufgeschlossen zeigt und eine, wenn auch noch *zaghafte Bereitschaft* dafür an den Tag legt.

a) Für dieses Zögern wird vor allem geltend gemacht: die *Zeit* ist dafür *noch nicht reif*. Dies ist verständlich im Rückblick auf die Geschichte, wo die Juden zu Gesprächen und zur Diskussion gezwungen wurden. Bei solchen Veranstaltungen sollten die Juden — im Zug der damaligen Überzeugung und Überlieferung — auf ihre Weise die Wahrheit des Evangeliums bezeugen, indem sie gegen die Offenbarung Jesu Christi nichts vorzubringen hatten. Sie befanden sich immer in einer Verteidigungsstellung und konnten nie offen sprechen; denn jeder Angriff auf die herrschende Lehre der Kirche wäre als schwerer Verstoß gehandelt worden. „Heute sind sie (die Juden) offenbar noch mehr behindert“, meint Professor Werblowsky, „weil sie keine Absicht zum Sprechen haben, aus dem einfachen Grund, weil ein pseudotheologischer Journalismus und ein billiges Wiederkäuen von idealistischen, pragmatischen oder existentialistischen philosophischen Stand-

punkten kein Ersatz für eine echte jüdische Theologie ist.“³⁹ Dieses Fehlen einer jüdischen Theologie, das heißt aber eines konsequenten Durchdenkens aller Fragen von der Sicht der jüdischen Offenbarung her, bedeutet auch heute (noch) eine schwerwiegende Ungleichheit in der Begegnung von Juden und Christen. Darum weist Professor Werblowsky auf einen wichtigen Punkt hin: „Dieses Gespräch ist problematisch, weil die eifrigsten Vertreter eines solchen Dialogs oft die zweifelhaftesten Vertreter – nichtjüdischer Existenz –, aber jüdischer Religion sind . . . Ihr Eifer flößt oft nur wenig Vertrauen im Blick auf den religiösen Wert des Dialogs ein – und ein Dialog mit Christen als Christen sollte mehr eine religiöse als eine soziale, kulturelle oder ethnische Dimension haben.“⁴⁰ Hier scheint nach Werblowsky ein seltsames Mißverhältnis zu herrschen: Während auf jüdischer Seite die Befürworter eines Dialogs nicht recht ernst genommen werden („von den lautstarken Dialogikern ist zu sagen, daß sie meistens die dünnste religiöse Substanz besitzen“⁴¹), sind im christlichen Lager Männer und Frauen engagiert, die Ansehen genießen. „In der Christenheit gibt es eine intellektuelle und moralische Elite, die ein Verhältnis des Dialogs zu den Juden wünscht. Vielleicht ist die Zeit noch nicht reif.“⁴²

b) Ungeachtet solcher Bedenken werden die *Voraussetzungen* eines solchen Gespräches abgesteckt, die erfüllt sein müssen, wenn ein solcher Dialog wirklich über nichtssagende Höflichkeitsbezeugungen hinausgehen soll. Es muß hier eine grundsätzliche *Bereitschaft zum Hören* vorhanden sein; aus diesem Hören müssen Konsequenzen gezogen werden, so daß unter Umständen auch der eigene Standpunkt revidiert wird. Ohne diesen ausdrücklichen Willen zu einer Änderung bleibt jeder Dialog im Ansatz zersetzt; er wird zu einer Farce. Der oben schon erwähnte Hanoch Givton meint deshalb: „Ein Dialog ist nur dann möglich, wenn wir alle unsere eigenen Dogmen vergessen und bereit sind, aufeinander zu hören.“⁴³ Ein solches Gespräch ist darum gefährlich, weil man sich damit ja den Thesen und Fragen des Partners aussetzt. Dazu gehört innere Gelassenheit und ruhige Gewißheit. Man muß seiner Sache wirklich sicher sein; gerade so kann man auf den andern hören. „Dialog meint nicht nur eine Atmosphäre gegenseitiger Wertschätzung, sondern eine vollkommene Öffnung der Seele, die sich den Aussagen des Partners aussetzt, auch mit dem Risiko, zu diesem anderen Standpunkt ‚bekehrt‘ zu werden. Wenn dies nicht der Fall ist, dann ist es überhaupt kein Dialog, sondern ein höflicher, erhabener und netter Meinungs austausch“ (Werblowsky).⁴⁴

c) Anerkannt wird der *Nutzen* eines solchen Gesprächs von Männern, die darin eine fruchtbringende Auseinandersetzung sehen, die zu den Quellen des Judentums führt. Damit sei ein deutliches Bewußtwerden über die eigene Aufgabe eingeschlossen. Dies ist vor allem die Ansicht von Professor Flusser (Jerusalem). „Zusammenfassend möchte ich sagen, es gibt keinen Grund, warum wir den Gedanken eines Dialogs mit den Christen nicht willkommen heißen sollten. Aber noch wichtiger

ist etwas anderes — wir brauchen einen Dialog mit uns selbst über die wirklichen Werte des Judentums.“⁴⁵ Diese Auseinandersetzung des Judentums mit sich selbst wird unterstützt durch das Gespräch mit dem Christentum. „Die Christenheit kann uns in dem Sinn helfen, daß sie uns zu unseren eigenen Quellen zurückführt.“⁴⁶

Der oben schon erwähnte Oberrabbiner Kaplan antwortete auf die Frage nach der Möglichkeit eines Dialogs: „Ja, in einem gewissen Umfang. Wir folgen den Arbeiten der christlichen Theologen, die die Wahrheit der Bibel erkennen wollen, mit einer gewogenen, ja ich möchte sagen, leidenschaftlichen Aufmerksamkeit. Kann man noch weiter gehen?“ Die Antwort auf diese Frage macht Kaplan von dem ganzen, noch nicht geklärten Komplex der Bekehrung abhängig; Bekehrung bedeutete für die Juden in erster Linie ein Aufgehen in einer sogenannten christlichen Gesellschaft und war darum ein Verrat an der Tradition des Judentums. Dagegen müßte es deutlich werden, daß eine Hinwendung zum Messias Israels eine Erfüllung der Geschichte Israels wäre; dies einleuchtend zu machen, sind die (Heiden-)Christen bis zur Stunde schuldig geblieben. Man versteht, daß darum dieser Rabbiner auf die Frage des Weitergehens folgendermaßen antwortet: „Dies hängt von der Haltung ab, die die katholische Kirche (der Gesprächspartner war ein katholischer Theologe) zu dem alten Problem der Bekehrung der Juden einnehmen wird. Wir haben den Tag willkommen geheißen, an dem das Konzil die religiöse Freiheit verkündet hat. Dadurch sanktionierte es in gewisser Hinsicht eine unserer alten Maximen: ‚Alles liegt in Gottes Hand, außer der Frömmigkeit gegenüber Gott‘.“⁴⁷

Daß unter dem Anspruch des „herausführenden Gottes“ — der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schließt die Nachfolge in sich und wehrt der Religion des behaglichen Sich-Einrichtens — eine Bewegung von Juden und Christen in Gang kommen kann, unterstreicht Rabbiner R. R. Geis mit Recht: „Mit ‚Religion‘ scheint man gemächlich leben zu können, mit dem herausführenden Gott nicht. Aber gerade der Gott der ruhelosen Wanderschaft fordert uns an, uns, die wir von einer einzigen biblischen Botschaft bei allem Trennenden des Glaubens gehalten werden.“⁴⁸

Wir sahen: alles steckt hier noch im Anfang; man tastet sich nur zögernd voran und ist sich dabei der Bruchstückhaftigkeit bewußt. Daraus darf man weder den Schluß ziehen, diesen Weg rundweg zu verwerfen, noch darf man sich dazu verleiten lassen, die Schwierigkeiten auf diesem Weg durch idealistische Wahnvorstellungen verscheuchen zu wollen. Bescheiden und besonnen wollen alle Möglichkeiten genützt werden, um im Gespräch zwischen Juden und Christen die alle Trennung übergreifende Einheit des ganzen Volkes Gottes zur Sprache zu bringen und zu bezeugen. Darauf weist in unvergleichlicher Weise der erst jüngst heimgegangene große jüdische Denker Martin Buber hin: „Wie es möglich ist, daß es die Geheimnisse nebeneinander gibt, das ist Gottes Geheimnis. Wie es möglich ist,

daß es eine Welt gibt als Haus, in dem diese Geheimnisse mitsammen wohnen, ist Gottes Sache, denn die Welt ist ein Haus Gottes. Nicht indem wir uns jeder um seine Glaubenswirklichkeit drücken, nicht indem wir trotz der Verschiedenheit ein Miteinander erschleichen wollen, wohl aber indem wir unter Anerkennung der Grundverschiedenheit in rückhaltlosem Vertrauen einander mitteilen, was wir wissen von der Einheit dieses Hauses, von dem wir hoffen, daß wir uns einst ohne Scheidewände umgeben fühlen werden von seiner Einheit, dienen wir getrennt und doch miteinander, bis wir einst vereint werden in dem einen gemeinsamen Dienst, bis wir alle werden, wie es in dem jüdischen Gebet am Fest des Neuen Jahres heißt: „ein einziger Bund, seinen Willen zu tun“.⁴⁹

Anmerkungen

- ¹ Friede über Israel, Nr. 2 1965, S. 34.
- ² Peter Vogelsanger in „Reformation“, Zürich 1961, S. 261.
- ³ The Church and the Jewish People, Genf, März 1965, S. 3.
- ⁴ A. a. O., S. 1.
- ⁵ K. Thieme — W.-D. Marsch, Christen und Juden, Mainz 1961, S. 181.
- ⁶ Walter Schäble, Brennpunkt Palästina, Wuppertal 1961, S. 92; vgl. dazu die wichtige Bemerkung von Rabbiner N. Peter Levinson: „Oft genug sehen Juden jedoch Nazis oder nationalsozialistisches Gedankengut aus einer Erwartungshaltung heraus. Sie erwarten feindliche Reaktionen, und dadurch fordern sie sie auch manchmal erst heraus. Insbesondere ist es für manche Juden schwer zu glauben, daß Nichtjuden wirklich freundschaftliche Gefühle hegen könnten. Durch die Enttäuschungen der Vergangenheit desillusioniert, verneinen sie auch dort noch Opportunismus sehen zu müssen, wo ihnen wirkliche Zuwendung entgegengebracht wird.“ (Allgemeine Wochenzeitung der Juden, Düsseldorf, 11. März 1966, S. 4.)
- ⁷ The Church and the Jewish People, Genf, März 1965, S. 3.
- ⁸ Vom Verfasser kürzlich selbst in einem Gottesdienst gehört.
- ⁹ V. Eljaschiv, Deutschland und kein Wintermärchen, Düsseldorf 1964, S. 128.
- ¹⁰ Ecumenical Review, Genf, Okt. 1965, S. 350 (deutsch bei der Ökumenischen Centrale).
- ¹¹ In: „Vorurteile“, Frankfurt 1964, S. 12.
- ¹² Zit. nach Fr. Gordian, Der Vatikan unter arabischem Druck, Stuttgarter Zeitung vom 26. 5. 1965.
- ¹³ H. Wiesemann, Das Heil für Israel, Stuttgart 1965, S. 171.
- ¹⁴ Ecumenical Review, a. a. O., S. 352.
- ¹⁵ A. von Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 73, zit. nach Michael Guttman, Zur Entstehung des Talmuds, in: „Entwicklungsstufen der jüdischen Religion“, Gießen 1927, S. 57.
- ¹⁶ F. B. Stern, Ludwig Jacobowski, der Autor von „Werther, der Jude“, in: „Bulletin des Leo Baeck-Instituts“, 1964, Nr. 26, Tel Aviv, S. 109.

¹⁷ A. a. O., S. 110. „Die Rechte des älteren Bruders waren schon gültig, noch ehe der jüngere Bruder geboren wurde. Die Christenheit muß ganz und gar eine jüdische Gründung bleiben. Jesus war ein Jude . . .“ (A. Roy Eckardt in: G. A. F. Knight, *Jews and Christians*, Philadelphia, o. J., S. 161.)

¹⁸ Lutherische Rundschau, Stuttgart 1964, S. 342. — Man sollte in diesem Zusammenhang aufmerksam hören, daß von namhaften Juden der Antisemitismus als Angriff gegen das mit dem Judentum unmittelbar verbundene Christentum gesehen wird. „Der Jude muß die Rolle des unschuldigen Lammes übernehmen und die Last des Hasses tragen, der bis jetzt noch nicht im Prozeß der christlichen Zivilisation absorbiert werden konnte. Der Antisemit, der den Juden foltert und tötet, inszeniert aufs neue die Kreuzigung seines Heilands“ (Ernst Simmel). H. Sachar bemerkt: „Der europäische Christ kann den Juden nicht vergeben, daß er ihm das Christentum gebracht hat . . . Die Europäer sind nicht instinktiv Antisemiten, weil sie gute Christen wären. Es rührt daher, daß sie in Wirklichkeit . . . verdrängte Heiden sind.“ Dies führt den evangelischen Theologen A. Roy Eckardt zu dem Schluß: „Antisemitismus muß sich letztlich immer gegen das Christentum wenden; denn es gibt kein Christentum neben dem Juden Jesus.“ (A. Roy Eckardt, a. a. O., S. 162/163.)

¹⁹ The Church and the Jewish People, Genf, Dezember 1964, S. 6.

²⁰ A. a. O., März 1965, S. 3.

²¹ Deutscher Evangelischer Kirchentag, Köln 1965, Dokumentarband, Stuttgart 1965, S. 688.

²² A. Néhér, *Le Juif face au Chrétien, Foi et Vie*, Nov./Dez. 1959, S. 5, zit. nach VaV, Paris 1966, S. 64.

²³ E. Smith in: „*Ecumenical Review*“, a. a. O., S. 349.

²⁴ Cl. Tresmontant, *Le Christianisme est-il vraiment d'origine juive*, in: „*Janus*“, Paris 1964, S. 32. Dazu ist es wichtig, noch eine andere Stimme zu hören: „Ohne Zweifel kann man nur in übertragenem Sinne von einem Schisma im Blick auf die — teilweise — Trennung des jüdischen Volkes und des Volkes Christi sprechen. Die Schismen haben die Einheit zerbrochen, während diejenigen Juden, die Christus ablehnen, das Prinzip der Einheit selbst zurückweisen; ihr Schisma unterscheidet sich von den andern dadurch, daß es an die Wurzel greift. Jedoch besteht auch hier wie bei den anderen Schismen ein gemeinsames Erbe. Angesichts des Risses dieser Trennung besteht unsere Versuchung darin, denen, die den christlichen Beitrag zurückweisen, damit zu begegnen, daß wir den jüdischen Beitrag verwerfen, und uns als Christen außerhalb der jüdischen Wurzel zu formieren, ohne uns um Paulus zu kümmern.“ (P. Beauchamp, *L'Eglise et le peuple juif*, in: „*Études*“, Paris 1964, S. 266.)

²⁵ Kardinal Suenens in: „*Jüdisch-Christliches Forum*“, Basel 1965, Nr. 35, S. 47.

²⁶ „*Jüd.-Christl. Forum*“, Basel 1963, Nr. 30/31, S. 2.

²⁷ Deutscher Evangelischer Kirchentag, Köln, a. a. O., S. 698/699. Vgl. dazu: „Israel war die Wiege der Ökumene. Dieser Begriff ist so eng mit Israel verbunden, daß eine ökumenische Bewegung sich von ihrem eigenen Ursprung abschneidet, wenn sie sich nicht mit ihrem Verhältnis zu diesem Volk beschäftigt. Denn ohne Israel kann die Kirche ihren ökumenischen Charakter nicht in vollem Maße erleben.“ (Israel und die Kirche, Zürich 1961, S. 43.)

²⁸ „Konkrete Brüderlichkeit sollte mit dem Gespräch anfangen und nicht mit dem Monolog. Das bedeutet, daß auch bei dem sogenannten deutsch-jüdischen Gespräch . . .

beide Partner sich bemühen müssen, zu verstehen, was der andere sagt. Nur so, im aufrechten Willen, auch auf den anderen zu hören, ihm zuzuhören, können wir Brüderlichkeit betreiben“ (Rabbiner Levinson in: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“, Düsseldorf, 11. 3. 1966, S. 4).

²⁹ Dies mag auch damit zusammenhängen, daß die Behandlung, die den Juden im Verlauf der Geschichte durch die Christen widerfahren ist, ein tiefsitzendes Mißtrauen bei ihnen hervorgerufen hat. „Es ist paradox, daß die Juden außerhalb der Christenheit häufig viel lieber gesehen wurden als innerhalb“ (G. A. Knight, a. a. O., S. 151).

³⁰ The Church and the Jewish People, Genf, Dezember 1964, S. 1.

³¹ A. a. O., S. 5. ³² A. a. O., S. 1. ³³ A. a. O., S. 2. ³⁴ A. a. O., S. 4. ³⁵ A. a. O., S. 12.

³⁶ „Le Monde“, Paris, 13.-14. Februar 1966, S. 13. Diese Schwierigkeit wird auch von christlicher Seite gesehen. Ein bekannter Experte auf diesem Gebiet, der katholische Theologe Karl Hruby, führt in einer Würdigung der Konzilsdeklaration über die Juden aus: „Man hat sich auch deshalb nicht genügend Rechenschaft darüber abgelegt, daß rein religiös gesehen — und wir befinden uns doch auf einer rein religiösen Ebene — die Kirche wohl in all ihren Entwicklungsstufen den Dialog, besser die Auseinandersetzung mit Israel braucht und suchen muß, weil es ihr letzten Endes darum geht, den Platz und die Funktion Israels innerhalb der christlichen Heilsordnung theologisch zu ergründen, daß aber, vom selben Standpunkt aus gesehen, für das Judentum keinerlei Veranlassung besteht, sich über Glaubensdinge mit dem Christentum zu unterhalten, schon einfach deshalb nicht, weil der christliche Faktor als solcher für das Judentum höchstens historische, aber keinesfalls religiöse Bedeutung besitzt“ (Die Konzilsdeklaration über die Juden, „Judaica“, Zürich 1966, Nr. 1, S. 18).

³⁷ The Church and the Jewish People, Dezember 1964, S. 6.

³⁸ A. a. O., S. 12. ³⁹ A. a. O., S. 9. ⁴⁰ A. a. O., S. 12. ⁴¹ A. a. O., S. 11. ⁴² A. a. O., S. 12.

⁴³ A. a. O., S. 4. ⁴⁴ A. a. O., S. 10. ⁴⁵ A. a. O., S. 6. ⁴⁶ A. a. O., S. 6.

⁴⁷ „Le Monde“, a. a. O., S. 13.

⁴⁸ R. R. Geis, Gedanken zum christlich-jüdischen Gespräch, „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“, a. a. O. 11. 3. 1966.

⁴⁹ Martin Buber, Der Jude und sein Judentum, Köln 1963, S. 563.